

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 24 (1934)

Artikel: Ein Lebenstag des Landvogts Salomon Landolt
Autor: Wiegand, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Lebenstag des Landvogts Salomon Landolt.

Von Carl Friedrich Wiegand.

Es war ein heisser Herbsttag des Jahres 1782. Die dörfliche Ruhe nach dem Mittagmahl war tief und lästig geworden, so dass man die Fliegen summen hörte.

Der Bauer Salenbach in Greifensee, der schon mehrmals am Schlosse — in dem der hochgeachtete, in Stadt und Land und über die Grenzen hinaus angesehene Landvogt Salomon Landolt wohnte — vorbeigegangen und ratlos stehen geblieben war, ohne mit dem Entschluss, ob er eintreten solle, fertig geworden zu sein, zog schliesslich doch die Glocke an dem steinernen Haus und wartete in leisem Selbstgespräch, derweil er scheu die fast menschenleere Dorfstrasse hinauf- und hinabblickte, bis man ihm öffnete.

Salomon Landolt, der, nach einem scharfen Ritt am Morgen, durch den schäumigen Buchberger, den er bei Tisch liebte, und die mittägliche Hitze ermüdet, sich ein wenig in der straffen Uniform und mit den Reiterstiefeln auf das Ledersofa hingestreckt hatte, musste, als die Hausglocke erklang, sich selbst bequemen. Marianne, seine Haushälterin, war schon früh am Morgen über den idyllischen Greifensee gefahren, über den Zürichberg gegangen, um in der Stadt Einkäufe zu machen.

Landolt kühlte Gesicht und Schläfen ein wenig am Kranen des zinnernen Waschfasses, rieb sich, während es zum zweiten und dritten Male zaghaft läutete, mit einem rauhen Handtuch die Augen aus, knöpfte die Uniform zu und schritt in den Kühle atmenden Hausflur hinab.

Er zeigte, während sein soldatischer Körper die Türöffnung ausfüllte, dem Bauer Salenbach, der ihm wohl bekannt war, das offene Antlitz und liess, den Gruss des Bauers abwartend, bei vergrössertem Blick die Augenbrauen in die Höhe schnellen, was bei ihm so viel bedeutete, wie: Was gibts?

Der Bauer Salenbach hatte eine Anzeige zu erstatten, die keinen Aufschub duldete. Landolt nickte kurz, hiess ihn eintreten und sich in das obere Stockwerk begeben.

In der Amtsstube hatte der Landvogt am Fenster Stellung genommen. Mit dem linken Arm auf die Armstütze des Fensters gelehnt den unbewegten, ein wenig schläfrigen, aber doch forschenden Blick derart, als höre er mit den Augen, über die Weite des glitzernden Sees gerichtet, bot er dem Bauer, der an dem schönen blauweissen Kachelofen stehen geblieben war, das rechte Ohr.

Das Jahr ging zur Rüste, der Wald flammte brandig,

der See lag wie Gold, auf hochgeladenen Booten schwamm das letzte Oehmd in die herbstliche Bucht.

Am heutigen Abend schuldete der Bauer nach alter Sitte dem Hausgesinde das Erntefest mit Hof- und Scheunentanz, an dem beim Zu- und Umtrunk mit Herrn und Knecht der Erntewein aufgelegt wurde, ein guter Jahrgang, ein ansehnliches Fass, dessen Inhalt sich nach der Grösse des Haus- und Gesindestandes eines Landwirtes richtete und nach unverbrieftem Recht für den wohlbestallten Bauer Salenbach ein halb Ohm betrug.

Wie es bauerliche Ehrensache im Lande war, sich nie ganz auszugeben, nicht die letzte Wurst aus der Räucherammer aufzuessen, sondern für das Schlachtfest aufzusparen, um sie erst dann, schön vorgeschnitten, den Gästen als ein Zeugnis «wir hatten immer, und wir haben noch» aufzutischen, also durfte auch das letzte Fass der vorigen Weinernte nicht angestochen werden. Es gehörte dem Gesinde nach Sitte und Gewohnheit, und das mit innerem Anspruch und grösserem Recht, als wenn eine gesetzliche Vorschrift dies festgelegt oder das Verlassen dieser guten Sitte unter Strafe gestellt hätte.

Der Bauer Salenbach zeigte dem Landvogt an, dass seine Weinspende zum Erntefest, ein halb Ohm «Steiner Korb», gestohlen worden sei, darum er im voraus die Verantwortung für alle entstehenden Misshelligkeiten ablehne.

Auf Landolts Frage berichtete er, dass das Fass nicht etwa aus dem Keller geholt und fortgeschleppt, sondern heimlicherweise abgezapft und ausgetrunken worden sei.

Wohl behütet, von anderen Fässern übersattelt, habe er es in einem verschlossenen Keller aufbewahrt. Es sei ein gelungener Gelegenheitskauf, ein zeitiger vollmündiger Rotwein, die Frucht eines räuschigen Herbstes gewesen, für das Erntefest wie geschaffen. Das bisschen Eigengewächs des letzten Jahres sei schnell durch die Gurgel gefahren. Most dagegen sei auch heute noch reichlich vorhanden. Da nun das Gesinde bereits erfahren, dass der Wein «hin» sei, habe es Missmut und Streit gesetzt, ja, der Grossknecht habe eine volle Milchtase umgetreten und der Frau, die beim Erdäpfelschälen sass und Ruhe gebot, die Katze an den Kopf geworfen.

Der Landvogt betrachtete Salenbach nicht ohne ein kleines Lächeln, dachte an das schwere Leben, das der Bauer mit seinem zankherrsichen Weibe führte, dessen aufbrausendes Wesen in ganz Greifensee wohl bekannt war. Da stand das Bäuerlein, ein früh Erschöpfter, dem



Seetalpsee

(Phot. C. Schildknecht, Flawil)

die Adern auf Stirn und Händen quollen, zitternd, fiebrig, unruhig und aufgeregt, ein zu stark Belasteter. Als kleines Bäuerlein, mit vier oder sechs Stück Vieh im Stall, hätte er ein friedliches Leben führen, ein hohes Alter erreichen können. So hustete er sich durchs Leben, überall unzureichend, gestossen, respektlos behandelt, von dem groben, starken Weibe alle Tage gehetzt. Er führte ein Tagewerk, das einen Starken mitgenommen hätte, ihm aber über alle Kräfte ging. Aber auch der Geiz des vertrockneten Bauern sah ihm aus den Augen. Niemals hatte der Landvogt ein blankes Geldstück in des Bauers Hand gesehen.

«Wer führt den Schlüssel zum Weinkeller?» fragte Landolt.

«Die Frau», sagte Salenbach, «am Tage am Schlüsselbund an der Schürze, in der Nacht legt sie ihn auf das Nachtkästlein».

«Habt ihr einen Verdacht?»

«Jawohl» — und nun kam der alte Hass, den der prozeßsüchtige Salenbach gegen seinen Nachbar hegte, zutage, der als Anlieger seinerzeit ein Fenster in einer Giebelwand nach Salenbachs Hofseite hatte durchbrechen lassen und, auf Salenbachs Einspruch vor Gericht, Recht bekommen hatte. Seitdem, behauptete Salenbachs Weib, sei auf dem Hof nichts mehr sicher. Wo die Augen der Menschen hinreichen könnten, da blieben auch die Hände nicht fern. Uebrigens, ermutigte sich Salenbach, sei der Landvogt an den unsicheren Zuständen selbst

mitschuldig, da er ja zugunsten des Nachbarn entschieden habe. Der Nachbar habe den Wein geholt und kein anderer.

Landolt nahm Dreispitz und Stock und ging wortlos voraus; der hüstelnde Bauer folgte ihm, einen guten Schritt zurück.

Das Bauerngut, das ansehnlichste des Dorfes, lag breit in der nachmittäglichen Sonne. Die Hofeinfahrt, Haus und Scheune, waren schon mit Kränzen geschmückt. Das Weib Salenbachs stand in der Küche, im Schwalch der Kochtöpfe, bereitete das Essen für den Abend und kochte für das Mastvieh Futter. Sie fuhr auf, als sie den Landvogt erblickte. Landolt hob kurz die Rechte nach dem Dreispitz und begann zur Bäuerin:

«Ihr bewahrt die Schlüssel zum Weinkeller?»

Die Bäuerin schlug mit der Hand auf den Leib, wo sie die Schlüssel an einem Ring trug, und sagte: «Hier ist er!»

«Schliesst auf!» befahl der Landvogt. Mit einer Unschlittkerze vorausgehend, betrat der Bauer die feuchte Treppe, und nun stieg man in den muffigen Geruch des weitläufigen Kellers hinab, der unter den vielen offenen, aber wohlgetrennten Abteilungen einen besonderen verschliessbaren, nach der Hofseite gelegenen Raum hatte, in dessen schwere Tür die Bäuerin den Schlüssel einstiess. Auf gewachsenem Grund lagen da hochgesattelte grössere und kleinere Fässer, staubig, grünbemoost, auf

der Oberseite ein wenig schimmelig. Fast am Boden lag das Halbohm, dessen Wein für das Gesinde bestimmt gewesen war. Man beklopfte die Fässer. Einige waren noch teilweise, andere ganz gefüllt.

«Most,» sagte die Bäuerin, «Zwetschgenwasser und Kirsch. Most können sie so viel haben, als sie vermögen. Nur kein Wein ist da, den hat der Nachbar gestohlen.»

«Wie denkt ihr, dass der Nachbar hereingekommen ist?»

«Ei, durchs Fenster durch,» lachte grantig die Bäuerin, «wie anders? Beim Lüften lassen wir's häufig genug die Nacht offen.»

Das ziemlich grosse Fenster lag über der obersten Reihe der Fässer. Der Landvogt nahm eine Stuhlleiter, die man beim Zapfen gelegentlich anstellen musste, und stieg empor. Das Fenster war von staubbedeckten dicken Spinnweben eingesponnen, die ein Jahrzehnt alt sein mochten. Die Fässer, über die der Nachbar hätte wegkriechen müssen, trugen eine hohe Schicht unberührten Staubs. Landolt stieg herab, fasste abwechselnd die bäuerlichen Eheleute ins Auge und sagte:

«Der Dieb ist nicht von aussen eingedrungen, er ist durchs Haus gekommen, oder er sitzt gar im Hause drin.»

Die Bäuerin, die mit ihren starren wasserblauen Augen dem Blick des Landvogts schnell entwich, entgegnete, um sich eine Stellung zu geben, noch lauter als zuvor:

«Dann kann's nur der Grossknecht gewesen sein, der mittags und abends den Most holt.»

Das hatte dem Landvogt nun gar nicht gefallen. Er sah derart scharf und strafend die Bäuerin an, dass ihr der Unterkiefer heruntersank und der Mund offen stehen blieb. Der Grossknecht, ein Bündner, kam gerade, als man emporstieg, durch die Torfahrt. Er sah nervig, gut und unternehmend aus und trug kleine blauweisse Federn eines Eichelhäfers hinterm Ohr.

«Herr Oberst —». Er grüsste militärisch, und der Landvogt schlug dem starken Manne, der früher mit seinen Scharfschützen marschiert war, fröhlich mit dem Handschuh auf die Wange, was der braunrote Grossknecht mit einem breiten Lachen wie eine Ehrung aufnahm.

«Madaun», so hiess der Angeredete, «wann wart ihr zum letzten Male allein im Weinkeller?»

«Beim Mosten, Herr Oberst,» antwortete der Gefragte einfach.

«Sonst nie mehr?»

«Nie mehr.»

«Holt ihr den Most zum Essen für das Gesinde?»

«Gelegentlich, aber dann ist die Meisterin stets dabei.»

«Jedes Mal?»

«Allweg, sie gibt den Schlüssel nie aus der Hand.»

Landolt sah die Meisterin erneut an mit etwas gekniffenen Augen.

«Madaun, wisst ihr, wo der Erntewein lag?»

«Ich habe ihn selbst eingekellert, gelagert und damals gekostet ... er war ausgiebig und süffig.»

«Und seither? ... Antwort ...!»

«Keinen Tropfen, Herr Oberst.»

«Madaun, habt ihr einen Verdacht?»

«Nein, Herr Oberst. Einige Mal, wenn wir in den Keller kamen, habe ich im Beisein der Meisterin am

Fass geklopft, hab' halt Freud' gehabt, dass es bald zum Anstich kommt. Letztes Mal sagte ich zur Meisterin: Das Fass hat einen falschen Klang, so klingt kein volles Fass. Da ist mir die Meisterin übers Maul gekommen, als hätte ich den Satan angerufen.»

«Meisterin,» sagte Landolt, seine Stimme klang drohend, «seid wann ist's Sitte, den Zapfhahn ins Fass zu schlagen, wochenlang ehe der Wein getrunken werden soll?»

Bauer und Bäuerin wussten keine Antwort.

«Seid ihr bereit, ein Halbohm guten gelagerten Weins sofort zu kaufen und heute Abend aufzulegen?»

Davon könne keine Rede sein, erwiderten die Meistersleute, Most sei da, so viel man begehre. Da stapfte Madaun, der Grossknecht, grusslos hinaus, als spottete jeder seiner Schritte:

«Vermaledeiter Geizteufel!»

«Halt!» rief der Landvogt. Das riss den Grossknecht herum.

«Ich erwarte euch, Madaun, um Glock fünf auf der Landvogtei zur Untersuchung.»

«Mich?» frug der Grossknecht erstaunt.

«Glock fünf Uhr.»

«Glock fünf Uhr», wiederholte Madaun sich unterwerfend, und stieg die Treppe hinauf.

Als Landolt mit den Bauersleuten allein war, stiess er seinen hohen Stock auf und rief mit funkelnden Augen:

«Ihr habt den Grossknecht verdächtigt, der bei meinen Scharfschützen gedient hat, ihr habt beide den Nachbar beschuldigt. Wir wollen für einmal feststellen, ob in Greifensee Hausdiebe sind. Seht euch vor! Diesmal gibt's kurzen Prozess!»

Damit liess er die bleich gewordenen Meistersleute stehen, ohne umzublicken.

Als er die Torfahrt durchschritt, hörte er in der Scheune grossen Lärm. Knechte und Mägde waren auf der Tenne, die bereits geschmückt war, die Leitern hinaufgeklommen und rissen die Girlanden herab. Die Kränze an den Hauswänden hatten sie mit Heugabeln heruntergeholt und zerstückelt, und in der Mitte des Hofes stand der Grossknecht und tobte.

«Wer hat das befohlen? Der Meister oder die Meisterin?»

Wenn Madaun zornig wurde, dann schwieg selbst die Bäuerin, und das Gesinde stand da, wie ein Volk Hühner, wenn's donnert. Die Salenbachin wusste sehr gut, was sie an ihm besass, sie achtete, ob sie wollte oder nicht, seine männliche Kraft und seinen Arbeitswillen, und dutzendmal hatte sie sich im Stillen gestanden, das wäre ein Kerl, Meister zu sein. In Madaun loderte es, dass er selbst gern Hof und Scheune angezündet hätte, allein die Selbstherrlichkeit des Gesindes, als wolle ein Zusenn und eine Hütemagd sich erlauben, den Herrgott zu spielen, während Blitz und Donner doch dem Grossknecht in die Hand gegeben waren. Das ging ihm denn doch ein wenig zu weit!

«Sofort an die Arbeit! Alles wieder hergerichtet, wie es war und schöner noch,» sonst wolle er heute Abend selbst zum Tanz aufspielen.

«Madaun,» rief Landolt, dreimal musste er rufen, ehe



Alpweide beim Seealpsee

(Phot. C. Schildknecht, Flawil)

der Grossknecht, dem die eigene Stimme in den Ohren klang, aufhorchte.

«Recht so,» sagte Landolt, «lasst alles wieder gut in Ordnung bringen und dreimal schöner als zuvor und viel Fahnen dazu. Ordinieret zwei Knechte nach dem Zeughaus und der Wachtstube, rote Lampen zu holen und genug Windlichter. Bestellt vier Waldhornbläser der Scharfschützen in Uniform! Wir gedenken, ein solennes Erntefest zu halten! Und von alldem kein Wort, zu niemandem!»

«Jawohl, Herr Oberst,» sagte Madaun, breit lachend, und Landolt schlug ihm «abgemacht!» zum Abschied fröhlich und derb auf die Schulter.

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, nachdem der Landvogt guter Dinge sein Schlösschen betreten hatte, als die Glocke des Hauses wiederum zaghaft ertönte, und, die Tür öffnend, gewährte er Marianne, seine resolute Haushälterin, die, mittlerweile heimgekehrt, nach einem freundlichen Gruss, den sie rückwärts dem Oberst zunickte, die Treppe hinunterschalt:

«Nun, Meister Salenbach, ihr seht ja aus, wie das leibhaftige böse Gewissen. Ist euch unterwegs ein ehrlicher Mensch begegnet oder seit ihr auf böser Tat ertappt worden? Haben eure Hühner die Eier beim Nachbar verlegt und getraut ihr euch nicht, sie zu holen? Zum Herrn Landvogt wollt ihr? Da gilt's wohl einen gemeinen Handel, in dem ihr dem Widersacher den Rang ablaufen wollt, wie?»

Und damit schob sie den leicht Widerstrebenden, dem sie vor der Stubentür die Kappe vom Kopf nahm und in die Hand drückte, in die Amtsstube Landolts hinein.

Da stand nun der knöcherne Bauer wieder an dem blauen Ofen, betastete die kühlen Kacheln, suchte, atemlos geworden, Halt zu gewinnen und wusste keinen Anfang zu finden.

«Das Weib,» kam es zögernd, «ist an allem schuld. Herr Landvogt. Ich hab' mich mein Lebtag an fremdem Gut nie vergriffen, das weiss unser Herrgott, und nun ist der Teufel los. Ihr wisset ja, wie's bei uns ist. Ich habe klein angefangen, das Weib hat's Geld gehabt. Da hab' ich halt immer unten durch gemusst. Ich bin nun einmal zum Meister nicht gemacht. Das Weib hat's mir oft genug gesagt. Um des lieben Friedens willen habe ich immer nachgegeben, und wie dann keine Kinder kamen, hat sie mich gar zum Gespött gemacht vor jeder Magd, vor jedem Hüterbuben. So ist es. Herr Landvogt. Geld verlangen, um ins Wirtshaus zu gehen, ein Schöpplein zu nehmen, dazu langt's mir nicht. Most und Kirschwasser vertrag' ich nun einmal nicht. Also, wie's so geht, ist es halt gegangen. Wenn sie schlief, habe ich heimlicherweise den Schlüsselbund vom Nachttisch geholt und bin hinunter, hab' mir einen gezapft, wollte auch mal einen Guten trinken. Aber beim Eid, mehr als die Hälfte Wein habe ich nicht geholt, beim Eid, da will ich nicht gesund heimkommen, beim Eid, so ge-

mein bin ich nicht, dass ich dem Gesind den ganzen Erntewein ... beim Eid ...»

«Genug!» gebot Salomon Landolt.

«Herr Landvogt, macht jetzt nur keine Untersuchung, die Leut' führen mich allweg im Maul ...»

«Genug! Ihr habt den Nachbar verdächtigt, am Erntewein euch vergriffen, das kostet fünfzig Gulden Busse. Und das sofort!»

Eine Pause entstand. Das klang so bestimmt, unnachgiebig und jede Gegenrede abweisend, dass Salenbach nichts anderes übrig blieb, als seiner Rührung freien Lauf zu lassen. Nur so hoffte er, den Gestrengen zu erweichen. Er schnüffelte mehrmals hörbar kurz die Luft durch die Nase, das Gesicht schoss ihm in Falten, er grübelte in den Hosentaschen, brachte ein grosses buntes Sacktuch hervor, zerknüllte es, drückte es von der einen Hand in die andere und wischte schliesslich, bei heruntergezogenen Mundwinkeln, einen glashellen Tropfen von der Nase und das Stoppelfeld der rauhen Oberlippe ab.

«Fünfzig Gulden — auf den Tisch! Sofort! Nur in diesem Falle,» sagte der Landvogt, «bin ich gewillt, zu schweigen. Sonst hänge ich der Katze die Schelle an.»

Da zeigte es sich, dass der verkniffene Bauer doch Geld hatte. Er kehrte sich mit dem Gesicht nach der Wand, knöpfte an seiner Kleidung herum, fuhr sich in alle Taschen und Täschchen, suchte, zählte, und als er sich wieder umkehrte, hielt er in den zitternden, welken Händen fünfzig Gulden, die er mit verbogenem Munde, wie ein Büblein, das sein Ersparthes hergeben muss, auf den Tisch zählte.

Schon während der Bauer das Geld herausklaubte, waren im Flur des Amtshauses laute Worte gefallen. Landolt unterschied deutlich neben der Stimme seiner Haushälterin die der Bäuerin Salenbach, die offenbar «Bauer komm raus» spielte und durch ihr lautes Auftreten den Schein des Rechtes auf ihre Seite bringen wollte.

«Um Gottes willen, Herr Landvogt, nur dass das Weib nichts erfährt!»

Da öffnete Landolt ein Seitengemach, schob den gedemütigten Bauer hinein, winkte ihm Schweigen zu und liess die Tür leicht angelehnt. Dann trat er hinaus.

«Was gibt's?»

Und das schreiende Weib polterte herein, halb zornig, halb heulend.

«Das hat mir noch kein Mensch geboten, Herr Landvogt, das lass ich mir nimmermehr gefallen, und wenn ihr es seid. Immer sind wir im Unrecht. Jetzt ist der Dieb gar im Haus. Ihr habt's gesagt. Ihr sollt mir dafür Rede stehen. Kein Mensch kann uns was Unrechtes nachweisen. Fehlt gar noch, dass wir den Erntewein selbst getrunken haben sollen, um dem Gesind die Freud zu verderben. Wir wissen, was wir unsern Knechten schuldig sind, und wir halten auf gute Sitte. Wir bereichern uns nicht an fremdem Eigentum. Das hat unsereins gottlob nicht nötig. Wenn ich trinken will, dann vermag ichs immer noch. Und wenn wir das gute Jahr verkaufen, dann haben wir's noch, um für den Festtag ein Stück zu erwerben. Aber am Alltag gibt's bei uns keinen Wein. Und wenn die Meisterleute keinen Wein trinken, dann braucht der Knecht auch keinen. Deshalb

sind wir noch lang nicht geizig. Aber Meister Sparsam hat noch kein Gut verludert. Wer spart, der hat was im Sack. Hier!» Und sie griff in die weite Schürzentasche und klapperte mit grosser und kleiner Münze.

«Hier sind zwanzig Gulden!»

Sie schlug sie hart auf den Tisch.

«Es soll uns niemand nachsagen, dass wir auf dem Gelde hockten. Da nehmt's für eure Waisen, Bettler und Landstreicher!»

Und damit wandte sie sich zur Tür.

Landolt liess einen Pfiff hören, scharf drohend. Jetzt war das Mass voll. Und als die Bäuerin die Tür öffnete, stand Frau Marianne vor ihr mit unbewegten grossen Augen, festem Mund, mit einem steinernen Gesicht. So hatte noch kein Weib gewagt, im Hause ihres angesehenen, ehrenfesten und gütigen Herrn die Stimme zu erheben. Die Frauen sahen sich an. Da schloss die Bäuerin, tief erschrocken und verzagt, wieder die Tür und forschte in dem ernsten Gesicht des Obersten Landolt.

«Wer laut wird,» sagte Landolt, «ist meist im Unrecht! und diesmal stimmt's, Frau Salenbach. Ihr habt den Nachbarn und euren Grossknecht verdächtigt. Durchs Kellerfenster oder über die gesattelten Fässer weg ist niemand in den Keller gelangt. Der Dieb hätte die Spinnweben zerreissen oder deutliche Spuren auf den mit dickem Staub bedeckten Fässern hinterlassen müssen. Ist euch das klar? Der Dieb hat den Schlüssel zur Kellertür benutzt, das ist mehr wie sicher. Ich weiss auch wer der Dieb ist. Der Dieb sitzt im Haus.»

Während seiner Worte war Landolt schrittweise auf die Bäuerin zugetreten und hatte sie keinen Augenblick aus dem Auge gelassen. Da liess sie sich, unter dem Blick dieses Mannes, weil ihr die Beine den Dienst versagten, wie in einem Anfall von Schwäche, blass auf einen Stuhl nieder, derweilen aus dem Nachbarzimmer, in dem der zitternde Bauer wartete, ein verzweifelter Stöhnen vernehmbar wurde.

Landolt liess sich nicht beirren. Er stand über dem Weibe und schaute auf sie herab.

«Ich kenne den Dieb, ich kenne ihn sogar genau, und nun frage ich euch, Frau Salenbach, ob ihr noch den Mut findet, den Grossknecht Madaun, meinen alten Scharfschützenkorporal, den ich durch und durch kenne und schätze, zu beschuldigen? Soll ich euch sagen, wer den Wein heimlicherweise getrunken hat?»

Da begann die Bäuerin fassungslos zu schluchzen, und indem sie den Rock aufhob und die Nase an dem Unterrock abwischte, stotterte sie:

«Alles was recht ist, das Fass müsst' noch wenigstens halbvoll sein, Herr Landvogt.»

Dem Landvogt sprangen weit die Augen auf.

«Ich will alles hören, nichts verschweigen!»

Und nun kam's zögernd:

«Ich habe dem Manne das Trinken verboten. Er taugt ja sowieso nichts. Er verträgt halt nichts, er ist ja nur ein halb Männlein, aber wenn er ein Glas getrunken hat, dann ist er hin, zu keiner rechten Arbeit mehr nütz, dann hockt er da wie ein Hund, der die Haare verloren hat. Damit er keine Ausred' hat, habe ich auch nichts mehr getrunken.»



Fählensee

(Phot. C. Schildknecht, Flawil)

«Das heisst, wenn er dabei war.» ergänzte der Landvogt, der alles Weitere lächelnd ahnte.

«Eben, eben.» sagte die Bäuerin, «aber manchmal war mir so schwach im Magen und bei der vielen Arbeit, die es bei uns gibt, vom Morgen bis zum Abend — und ich bin schaffig, das weiss das ganze Dorf — da hab' ich halt dann am Abend einen halben Liter mir vergönnt. Gott weiss es, oft war's nicht. Die Hälfte müsst' noch sicher im Fass sein. Die Hälfte hab' ich getrunken, das gebe ich zu —.»

Da konnte sich Salomon Landolt des Lachens nicht mehr erwehren.

«Salenbach!» rief er, «Salenbach! habt ihr's gehört, wer den Wein bei euch getrunken hat? Wer sich an dem Erntewein des Gesindes vergriffen hat?»

Die Türe öffnete sich weit, und der Bauer erschien, mutig wie Einer, der über diese Tat empört ist. Sei es nun, dass er den Landvogt in seiner Absicht durchschaute und deshalb ihm vertraute: sei es, dass die geschlagene Kreatur in ihm den Moment ergriff, heimzahlen zu können: sei es, dass die Schadenfreude alle Furcht vor dem Weibe und seine Schwäche überwand: jetzt in der Gegenwart des Landvogts fühlte der Bauer Sicherheit und Rückenstärkung genug, um einmal, wie man in Greifensee sagte, den Kropf gründlich zu leeren.

Salomon Landolt liess die Ehegatten gründlich sich austoben. Jahrzehntlang Niedergehaltenes kam zum Vorschein. Das Gut Salenbachs wurde gründlich durch-

stöbert, Küche und Kammer, Tenne und Stall, vom Keller bis zum Dachboden wurde es ausgekehrt. Es fand eine grosse allgemeine Luftklärung statt, die allen Dunst, allen muffigen Geruch beseitigte.

Landolt schaute zum Fenster hinaus. Die sinkende Sonne verströmte über dem braunroten Zürichbergwald ihre purpurne Glut, ein Milan kreiste im durchsichtigen Blau des geklärten Himmels mit weitgespannten Schwingen und stiess plötzlich nach dem ruhigen Spiegel des Wassers ...

Erst als die Bäuerin Anstalten machte, tätlich gegen den in seinen Kräften aufgebrauchten Salenbach zu werden, griff Landolt energisch ein:

«Halt! Salenbach, wenn in Zukunft euer Weib euch bedrohen oder schlecht behandeln sollte, dann — her zu mir! Ich werde dann sofort zur Stelle sein und zum Rechten sehen. Und nun zu euch, Frau Meisterin! Ich werde den Vorfall verschweigen, aber beim Geringsten, das ihr eurem Manne Uebles tut, gebe ich eure Kellerbesuche öffentlich bekannt. Ihr wisst es, ich halte mein Wort, damit basta.»

Da klopfte es hart an der Tür. Man hatte im Wortstreit der Eheleute die Hausglocke nicht gehört. Madaun trat ein.

«Gut, dass ihr kommt.» sagte Landolt, «spannt sogleich Salenbachs Jucker ein, nehmt seinen kleinen Pritschenwagen! Wir fahren nach Uster auf's Schloss. Der Schlossherr ist mir ein lieber Freund, der auf einen

guten Tropfen hält. Dort kaufen wir ein Fass feinen Ernteweins. Frau Salenbach hat mir versprochen, einen Ordentlichen auszugeben. Ich selbst komme mit.»

Madauns braunes Gesicht strahlte in freudiger Röte.

«Ihr, Salenbach, könnt gehen, die Meisterin bleibt noch da!»

Als die Tür hinter den beiden ins Schloss gefallen war, klopfte Salomon Landolt mit dem Mittelfinger seiner Rechten kurz auf den Tisch:

«Die Busse wegen falscher Verdächtigung, übler Nachrede und ungebührlichen Benehmens vor dem Amt beträgt fünfzig Gulden. Hier fehlen noch dreissig Gulden.»

Die Bäuerin wagte kein Wort. Sie legte zu den protzig auf den Tisch geschlagenen zwanzig kleinlaut noch weitere dreissig Gulden und sagte mit bittender, unsicherer Stimme:

Lieber Herr Landvogt, aber dass doch wirklich nichts auskommt!»

«Auf mein Wort!» sagte Landolt einfach und öffnete ihr höflich die Tür.

...

Als der Vollmond aus dem rötlichen Dunst der Hügel des Zürcher Oberlandes stieg, glänzte sein Licht auf den Waldhörnern der Scharfschützen, die, mit Windlichtern und farbigen Laternen ausgerüstet, zum Salenbachschen Gut hinunterrückten, die Gassen mit Wohlklang und Marschtakt erfüllten und die Dorfjugend, das Jungvolk

beiderlei Geschlechts und lachende Alte hinter sich her und in das Gut hineinzogen.

An der Torfahrt des Gutes stand in der kleidsamen grünen Uniform seiner Scharfschützen Oberst Landolt, die Rockschösse reitermässig aufgeschlagen, bei einem Wagen, dessen Pferde dampften. Ueber eine Schrotleiter hinab rollte ein ansehnliches Fass Wein zur Erde, sauste durch die Torfahrt in den Gutshof hinein, mit Juchhei empfangen, ergriffen und mit Gelächter auf einen Bock gehoben.

Im bunten Schein der Laternen breitete sich in stillstehender Luft unter Kränzen und Girlanden eine warme köstliche Nacht aus, die nicht ohne Feierlichkeit begann, denn als alle Gläser mit Rotem gefüllt waren, bliesen die Scharfschützen drei Strophen eines schönen Jägerliedes, das der Landvogt mit entblösstem Haupte anhörte, dann stiess er mit jedem Einzelnen an auf die Meisterin, die Spenderin des guten Tropfens, und nahm hierauf dem Grossknecht Madaun die schönste Magd aus dem Arm, und während die Handorgel voll, breit und brandig einsetzte, die Geige ihr «Scheelergigi» ertönen liess und die näselnde Klarinette ihr «Quäquäk-dulöhuliä» hinein mischte, tanzte er aus dem Mondlicht in den Scheumenschatten und wieder in den vollen Mondschein hinein und blieb unter den wandernden Sternen bei seinen Scharfschützen sitzen, den Meistersleuten zur Seite, und war fürwahr nicht der erste, der sich vom Weine erhob, als im Morgenlicht das Hochgebirge sich rötete und zum Aufbruch mahnte.

Heimatufer.

Ach kein Schiff stösst hier vom Strand,
Und die Heimat liegt in Nacht versunken.
Schwalben aus dem fernen Heimatland
Sind im weiten kalten Meer ertrunken...

Manchmal sah ich eine Hügelbank
Aufgelöst in lichter Himmelsbläue,
Wo der Flug der Sehnsucht niedersank
Und das Heimweh und das Herz voll Reue..

Wie das Heimatufer heute strahlt!
Abendrötlich taucht es aus den Wogen:
Wie von einem alten Meister hingemalt,
Reich im Goldgrund, auf den Himmelsbogen...

Carl Friedrich Wiegand.



Brandung bei Rorschach

2farbiger Cellux-Druck

Ausgeführt von der
Buchdruckerei E. Löpf-Benz
Rorschach

Transparent-Cellulose Cellux Nr. 60, farblos. Produkt der Feldmühle A.-G., Rorschach.